

Walter Schmithals
Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche
Jahr unbekannt

Lukas 2, 14

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden unter den Menschen seines Wohlgefallens.“

Die Weihnachtsgeschichte beginnt nicht im Himmel, sondern auf der Erde; nicht mit dem himmlischen König, sondern mit dem irdischen Kaiser; nicht mit Gott, sondern mit Augustus.

Man hat Augustus nie „den Großen“ genannt. Das liegt daran, dass er größer war als Alexander der Große, Karl der Große, Friedrich der Große.

Er hatte dem Weltkreis, über den er vom Atlantik bis zum persischen Golf, von England bis weit nach Afrika hinein regierte, nach Jahrzehnten von Kriegen und Bürgerkriegen, von Terror und Gewalt, Raub und Mord, den Frieden gebracht. Als das Kind in der Krippe zu Bethlehem lag, hatte die Welt begonnen, aufzuatmen. Handel und Wandel blühte; Straßen und Meere waren sicher; Wohlstand breitete sich aus. Zum ersten Mal gab es Frieden auf Erden.

Die Menschen priesen sich glücklich, und ihren Kaiser Augustus verehrten sie als einen Gott. Die ewige Vorsehung habe ihn gesandt zum Heiland der Welt. Was die früheren Geschlechter erwarteten, sei mit ihm gekommen. Einen größeren werde es nicht geben, und alle kommenden Geschlechter würden sich wegen Augustus selig preisen. Alle Furcht weicht aus dem Leben. Noch zu seinen Lebzeiten wurden Tempel für Augustus gebaut. In Rom wurde der Friedensaltar zu Ehren des Augustus errichtet, dessen imposante Reste man noch heute bewundern kann, und im selben Jahr, 9 Jahre vor der Geburt des Krippenkindes, legte man den Jahresanfang auf den Geburtstag des Kaisers, weil mit diesem Tag das ewige Heil angebrochen sei.

Als der göttliche Kaiser in Rom auf der Höhe seiner Macht steht, wird das Kind im Stall zu Bethlehem geboren. Die kleine Schar der Christen wagt es, in das Hochgefühl eines Weltreiches hinein, das Augustus als den ewigen Friedensbringer preist, den Blick der Menschen auf das Kind in der Krippe zu lenken. Da wo der Mensch den Menschen als den Bringer des göttlichen Friedens preist, führt sie die Menschen unter den geöffneten Himmel, weil der wirkliche Friede nur dort zu erwarten ist, wo das himmlische Licht in die irdische Finsternis fällt. Da wo der Mensch das Heil von menschlicher Macht und Größe erwartet, führt sie die Menschen vor die Krippe und in den Stall, weil das wahre Heil nur dort zu erwarten ist, wo der Mensch in Demut seine leeren Hände nach der Gnade Gottes ausstreckt. Wo der Mensch alle Ehre empfängt, gibt sie die Botschaft der Engel weiter: „Ehre sei Gott in der Höhe.“

Als unsere Geschichte aufgezeichnet wurde, war der Glanz, der von Augustus ausging, schon verblasst. Er selbst war tot und schon eine Gestalt der Legende geworden. Noch war Frieden in der Welt; aber man nahm ihn als etwas Selbstverständliches hin. Die Generation lebte nicht mehr, die den Schrecken des Krieges erlebt hatte. Es ging den Menschen gut, aber sie beschwerten sich, wenn es ihnen nicht jedes Jahr besser ging. Die Sozillasten wuchsen, denn Brot und Spiele gab es in Rom zum Nulltarif. Auch die Rüstungslasten stiegen. Der Friede musste an den Grenzen teuer verteidigt werden. Fragte man die Menschen, wer Augustus gewesen sei, so wussten sie viel Gutes von ihm zu rühmen. Aber sie wußten auch von ihm zu sagen, dass er der erste war, von dem das Gebot ausging, dass alle Welt geschätzt würde, dass alle Welt sich neu in die Steuerlisten eintragen lassen müsste, und dass seitdem der Staat von Jahr zu Jahr mehr von seinen Bürgern forderte.

Der große Friede war noch gesichert; um so mehr litt man unter dem alltäglichen Unfrieden. Selbst am Kaiserhof regiert bald Neid und Missgunst, Mord und Totschlag. **Der 2. Nachfolger des Augustus war ein Wahnsinniger.**

Man hatte noch nach außen Frieden. Aber man war nicht zufrieden. Die Frage nach dem Sinn des Lebens konnte auch der göttliche Kaiser nicht beantworten. Und wenn man auch nicht mehr im Krieg umkam: der Tod blieb. Kein Kaiser half gegen Krankheit und Tod. Er musste selbst sterben wie alle anderen. Die einen pflegten die Erinnerung an Augustus wie einen kostbaren Schatz, und manche hofften ein neuer Augustus werde sein Werk vollenden.

Die anderen ließen ihrer Enttäuschung freien Lauf, Aufstände flackerten überall auf, Propheten verkündeten das Ende der Welt und Philosophen lehrten, es sei alles ganz sinnlos.

Die junge Gemeinde aber stellte diese Welt unter den geöffneten Himmel der Weihnacht Sie gab den Lobpreis der himmlischen Heerscharen weiter: „Ehre sei Gott...“

Damit stellte sie den Grundirrtum jener Welt, ja, der Welt überhaupt, ins Licht Gottes, nämlich die Meinung, dass der Mensch, der für die Friedlosigkeit in dieser Welt verantwortlich ist (für den Krieg, für den Streit, für die Angst, für den Neid, auch für Leiden, Schmerz und Tod) – dass dieser selbe Mensch, das alles auch überwinden könne, an dem er leidet.

Ehre sei Gott in der Höhe – das ruft der Welt in Erinnerung, dass Hoffnungen nicht erfüllt sondern enttäuscht werden, wo sie dem Menschen die Ehre gibt, die Gott gebührt, und von den Menschen erwartet, was allein Gott geben kann.

Ehre sei Gott in der Höhe – das sagt, dass Friede und Zufriedenheit in das Leben des Menschen nur einzieht, wo wir uns von dem Kind in der Krippe unserer eigenen Ohnmacht überführen lassen und es von neuem lernen, dass wir das Reich Gottes nicht sehen, wenn wir nicht in die Armut der Kinder zurückkehren.

Wird der Heiland der Welt in einer Krippe geboren, dann mag der Kaiser noch soviel Macht haben und er mag sie noch so segensreich anwenden: Heil gibt es auch für ihn nur, wenn er von seinem Thron herabsteigt und den anbetet, den aller Weltkreis nie umschloss, weil Himmel und Erde, Leben und Tod in seinen Händen liegen.

Es scheint so, als bliebe die Welt zu allen Zeiten die gleiche. Hat sich in den 2000 Jahren seit der Nacht von Bethlehem Grundlegendes verändert? Kaum! Ja, es scheint so, als wiederhole sich in unserer Zeit besonders auffällig, was damals zwischen Rom und Bethlehem, zwischen dem Kaiser und dem Kind geschah.

Die Ältesten unter uns haben die Zeit der Kriege und der Zerstörung, der Armut und der Gewaltherrschaft, der großen Versprechungen und der falschen Hoffnungen mitgemacht, die im August 1914 begann und mehr als 30 Jahre währte. Der alte Turm draußen erinnert auch die Jüngeren an diese Zeit fortgesetzten Untergangs.

Die Jüngeren unter uns haben danach 30 Jahre des Friedens erlebt, des Aufbaus, des wachsenden Wohlstandes, der sozialen Sicherung, zunehmender Bequemlichkeit.

Wir hatten keinen Augustus, der mit starker Hand die Feinde von den Grenzen fernhielt. Es war eher die Angst voreinander, die den Frieden – manchmal mit knapper Not – bewahrte. Und es waren Fleiß und Intelligenz der Väter, die den Kindern eine bessere Welt aufbauen wollten, die uns den Wohlstand bescherten.

Hat es uns nicht auch manchmal so geschienen, als werde es immerzu aufwärts gehen in die Goldene Zeit hinein? Ist das Vertrauen in den Menschen nicht oft ins Unermessliche gestiegen? Im vorigen Jahrhundert wagten es einige Philosophen zu sagen, dass der Mensch der wahre Gott sei, er müsse sich nur selbst als Gott entdecken: Macht unsere Welt nicht weitgehend Ernst mit dieser Behauptung, wie man vor 2000 Jahren Ernst machte mit den Opfern, die man Augustus darbrachte? Es mag oft ein verzweifelter Ernst sein, aber weil ein anderer Gott nicht da zu sein scheint, sieht man

den Gott im Menschen. Jenseits der Mauer wird es schon den Kindern im Kindergarten eingehämmert, dass Karl Marx der Heiland, der Sozialismus das Heil der Welt sei und in beiden der Mensch sein eigener Erlöser. Einen so leichten Weg in die Goldene Zeit haben wir nicht. Aber ist die immer wieder aufflackernde Unruhe der Jugend nicht mehr als nur die notwendige Unruhe der Jugend? Lebt nicht in ihr die Hoffnung, der Mensch könne die Unvollkommenheit dieser Welt überwinden, wenn er nur wolle?

Oder spricht daraus auch schon die Resignation, die Ratlosigkeit? Das Wissen, das der Mensch, wenn auch nicht Teufel, so gewiss auch nicht Heiland sein kann?

Wie dem auch sei: In diese unsere Welt hinein – in unsere Hoffnungen und unsere Ängste, in Zuversicht und in Resignation, in Glaube und Unglaube -, wird auch an diesem Abend die Weihnachtsbotschaft laut: „Ehre sei Gott in der Höhe..“ Uns wird verkündigt: Wir brauchen und wir dürfen uns nicht die Ehre geben, der Heiland der Welt zu sein. Uns selbst nicht, der Menschheit nicht, der Gesellschaft nicht, den großen Persönlichkeiten nicht: keinem Kaiser, keinem Kanzler, keinem Bischof, keinem Professor – aber eben auch uns selbst nicht. Wir alle sind Menschen, vom Weibe geboren, und kehren um zu **ihrem** Staub. Auch unsere besten Werke haben keinen Bestand.

Wir wissen oft nicht einmal, was das Richtige ist, was dem Frieden dient, was Heil vermehrt. Darum gelingt uns oft auch nicht das, was wir mit bestem Willen tun. Aber oft sind wir auch zu schwach, das zu tun, von dem wir wissen, dass wir es tun sollten. Matthias Claudius hat uns beschrieben.

*Wir armen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen eitle Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.*

Alexander Solschenitzyn:

„Die Linie, die Gut und Böse trennt, verläuft....quer durch jedes Menschenherz. Selbst in einem vom Bösen besetzten Herzen hält sich ein Brückenkopf des Guten. Selbst im gütigsten Herzen ein uneinnehmbarer Schlupfwinkel des Bösen.“

Das heillose – es liegt nicht bei den anderen, der anderen Rasse, - Klasse – Gesellschaftsordnung – Weltanschauung, - Partei: Es liegt in uns.

Der Lobgesang der Engel „Ehre sei Gott in der Höhe..“ lädt uns ein mit ihnen Gott zu loben, weil wir uns die göttliche Ehre nicht geben brauchen; lädt uns ein, vor Gott – lobend – unsere Ohnmacht zu erkennen und zu bekennen.

Aber uns wird zugleich verkündigt: Wir dürfen und sollen Gott die Ehre geben, der Heiland der Welt, auch unser Heil zu sein. Wer angesichts der Krippe seine Ohnmacht erkennt, fällt nicht in die Resignation oder Verzweiflung, in Hektik oder in Nihilismus angesichts unserer Ohnmacht. Er hört, dass Gott, von dem unser Leben kommt und zu dem unser Leben geht, uns dort aufsucht, wo wir wirklich sind: in unserer Ohnmacht. Wir begegnen ihm nicht auf dem Thron des göttlichen Augustus, nicht einmal im Königspalast zu Jerusalem, wo die Weisen aus dem Morgenland nach ihm suchen; wir begegnen ihm im Stall, in der Krippe und bei den Hirten auf dem Felde, von dem Gott einst auch David wegholte von seiner Herde. Er begegnet uns da, wo wir sind; und er begegnet uns, wer wir auch sind, wenn wir nur wir selbst sein wollen. Denn wir mögen es noch so weit bringen im Leben; über das, was wir von Jesus bekennen, kommen wir nicht hinaus: Krippe und Kreuz, Ohnmacht, die alles umschließt. Also um der Krippe und des Kreuzes willen eine Ohnmacht, die aufgehoben ist in der Gnade Gottes.

Denn: Das Wort ward Fleisch

Und wir sahen seine Herrlichkeit
Und von seiner Fülle haben wir alle
genommen! Gnade um Gnade.

Wir alle, nicht alle. Wir alle, doch alle die, die aus dieser Gnade leben. Die Engelsbotschaft verkündigt die Engelsbotschaft den Menschen seines Wohlgefallens. Sie spricht also nicht einfach von dem öffentlichen Frieden, von der Abwesenheit von Krieg, von dem Gleichgewicht des Schreckens. Darüber freuen wir uns; dafür sind wir dankbar. Aber der Friede Gottes auf Erden ist mehr. Es ist der Friede auch im Unfrieden, die Geborgenheit auch in der Angst, das Leben auch im Tod, die Freiheit auch in der Gefangenschaft, die Zuversicht auch im Unbegreiflichen, das uns umgibt. Es ist der Friede, der dort in das Leben einzieht, wo wir es lernen – und wir müssen es immer wieder neu lernen – Gott die Ehre zu geben, aus seiner Gnade, aus ihm selbst zu leben.

Wir müssen es lernen.

Wir können dies immer neu lernen. Der Friede, die eigentliche Zu – friedenheit unseres Lebens, die von der Weihnachtsbotschaft ausgeht, fängt hier zwar an, wo wir es wieder hören: „Ehre sei Gott in der Höhe – und so und damit Friede auf Erden den Menschen seines Wohlgefallens; aber dieser Friede wird, zeigt sich inmitten des Lebens, wo wir ihn brauchen, so dass dieser eine Frieden in tausend Leben tausenderlei Gestalt gewinnt, in jedem Leben von uns je seine besondere Gestalt.

Viele, ich denke die meisten von uns, machen sich nun auf zu einem reich gedeckten Gabentisch. Die meisten von uns können sich heute mehr schenken, als sie sich vor einer Generation aus nur erträumten. Dürfen wir uns dieser Gaben freuen? Wir dürfen es! Gott, der sich uns selbst in dem Kind in der Krippe schenkt, ist kein Neider. Was wir an seinem hohen Fest als Gabe der Liebe empfangen und mit Dank annehmen, darüber sollen wir uns freuen. Zum Frieden Gottes passen schlecht unzufriedene Menschen: Weder jene, die meinen sie seien zu kurz gekommen, noch jene, die auf unverdiente Gaben nur mit einem schlechten Gewissen reagieren. Im Frieden Gottes kann man beides: Mangel leiden und Überfluss haben, denn im Frieden Gottes lebt man nicht von seinem Überfluss und wird man auch durch Mangel nicht unglücklich: Denn er selbst ist unser Friede.

Aber unter uns sind sicher auch manche, deren Gedanken sich nicht auf die Gaben richten, die sie haben oder nicht haben, geben können oder nicht geben können. Gerade zu Weihnachten brechen vernarbte Wunden, die nicht von den Dingen, sondern von den Menschen kommen neu auf. Die Dinge dieser Welt, auch die höchsten, wiegen leicht neben dem lebendigen „Du“, das uns durch Freud und Leid, durch Mangel und Überfluss begleitet: Die schönsten Gaben sollen wir haben als hätten wir sie nicht: Anders die Menschen. Sie sind ein Teil unseres Herzens und sollen es sein.

In diesen Tagen bricht der Schmerz stärker auf über enttäuschte Hoffnungen, zerbrochene Freundschaften, zerstörte Ehen, vom Tod zerrissene Lebensgemeinschaften, den Verlust des Kindes, den Tod der Eltern. Man braucht kein Seelsorger zu sein, um das vielfältige klagende „Warum“ gerade in diesen Tagen zu hören. Schmerzerfüllte Herzen lernen den Weihnachtsfrieden schwerer als freudestrahlende Augen – aber sie können ihn zugleich tiefer erfassen. Denn es bleibt in allem das „Du“ Gottes, und im Chor derer, die ihm in der Höhe die Ehre geben – sei es auch hier auf Erden unter Schmerzen und Tränen – sind Lebende und Tote, Enttäuschte und Enttäuschende, vereint.

Leben und Sterben, Pflanzen und Ausreißen – das wäre das Letzte, müssten wir dem Augustus, dem Menschen, uns selbst die Ehre geben. Für die Menschen seines Wohlgefallens, die ihm die Ehre geben, ist der selbst der Letzte, der uns alle (mit, in....) dem Kind in der Krippe liebevoll umfängt, auch wenn wir es jetzt nur mit den Augen der Hirten sehen, den Augen der Glaubenden.

Bedenken wir alle miteinander aber auch folgendes: Von den Hirten heisst es, dass sie das Wort ausbreiteten, das zu ihnen von dem Kinde gesagt war, also die Kunde, dass wir uns keine Ehre geben brauchen, Gott aber die Ehre geben dürfen um seiner Gnade und Wahrheit willen, mit denen er uns

in Glück und Schmerz besucht. Ob wir leicht ein fröhliches Weihnachten feiern oder ob wir den Trost dieser Tage mit schwerem Herzen suchen; wer immer etwas von der weihnachtlichen Freude lernt oder geschenkt bekommt, sollte etwas davon weitergeben.

Dazu bedarf es nicht unbedingt der frommen Worte: Die kann nicht jeder machen: Auch die Hirten waren ihrer kaum mächtig; aber die Freude, die aus dem Quell der Ewigkeit gespeist wird und der Friede, welcher höher ist als alle Vernunft, benötigen nicht immer der frommen Worte. Auch die fröhliche Tat kann den Frieden der Weihnacht aussprechen. Vergessen wir der Einsamen nicht, der Leidenden. Ein irdischer Gruß in diesen Tagen kann zu einem himmlischen Boten werden. Manchmal ist es gar nicht schwer ein Engel zu werden und Menschen zu helfen, dass sie Gott die Ehre geben und darin Frieden finden auf Erden.

Vergessen wir der Armen nicht, auch wenn sie in der Ferne leben. Unser Wohlstand bringt uns den weihnachtlichen Frieden nicht, das oft große Elend unter ungezählten Menschen raubt ihnen diesen Frieden nicht. Das ist wahr. Aber die Engel verkündigen den Frieden Gottes auf Erden, die Hirten tragen ihn weiter von Haus zu Haus und die reichen Könige aus den Morgenlanden bringen ihre Gaben in den Stall, als sie anbeten. Sie wissen, dass Anbetung und Opfer zusammengehören. Wir sind die reichen Könige dieser Welt. Vergessen wir unsere Gaben nicht. Unsere Gaben für das Kind in der Krippe.

- die äußeren Gaben -
- die inneren Gaben-

Es gibt zahllose Menschen, die bei sich selbst gefangen sind. Kein Gefängnis ist so dunkel wie das, in das wir uns selbst eingeschlossen haben. Kein Schloss ist so schwer zu öffnen wie das, das wir selbst verschlossen haben. Kennen wir solche gefangenen Menschen, so wäre es viel, wenn es uns gelänge, von außen wenigstens ein kleines Fenster zu öffnen, so das ein Strahl ewiger Freiheit in ihr Gefängnis dringt. Das Fest macht Mut zur Liebe auch angesichts hoffnungsloser Fälle.

Es gibt zahllose Menschen um uns, die ohne Halt, ohne Orientierung daherlaufen, die wie Schafe ohne Hirten sind, die Wahrheit und Lüge, Gut und Böse, Liebe und Hass nicht mehr unterscheiden können. Wer ihnen mit dem Stolz des Besseren und des Sichereren begegnet, wird ihnen nicht helfen. Aber wem es gelingt, ihnen etwas von dem Halt und der Gewissheit der Demütigen, Beschenkten und Begnadeten vorzuleben, die allein Gott die Ehre geben und das Kind anbeten, der möchte ein gutes Werk an ihnen tun und eine Ahnung davon in ihnen wachrufen, dass das Ende unserer Wege nicht unser Ende sein braucht, sondern unser Anfang sein kann.

Nämlich dann, wenn wir das Kindlein in der Krippe in uns selbst geboren sein lassen, indem wir in den Lobgesang der Engel einstimmen und in Freud und Leid, im Leben und im Sterben, in Licht und Dunkel uns in das himmlische Licht stellen, Gott die Ehre geben und so als Menschen seines Wohlgefallens mitten auf Erden den Frieden gewinnen, der die Türe der ewigen Herrlichkeit aufschliesst.